

Wettbewerb und Zusammenarbeit im universitären Forschungsalltag

Ambivalent und untrennbar

Diana Schmidt-Pfister

Nora Hangel

Konstanz

„One is what I would call a positive competition, and that’s for scientific results. If you have ideas and other people may have the same ideas and if they do that first or better, then your ideas were worth nothing and because they can get sort of credit and recognition for that. But this is just a competition that forces you to do better, to do things faster, better ... There is a very negative com-

petition also ... It’s a competition for resources, for grants ... This competition is very unhealthy because people who, really I can see this very very powerfully, people sort of make dirty tricks ... Well it’s more a war than competition. It is strange. Psychologically it’s very weird because the people in these departments are your friends and colleagues. You meet them at conferences or you sit with them at dinner, your children know each other ... on a personal level. But on the business level it’s real war.” (UK, Professor, Physik)

Wettbewerb, darin ist man sich einig, ist aus der Wissenschaft nicht wegzudenken. Sie wäre wohl wenig ertragreich, würden Forscher nicht um Erkenntnisgewinn und in diesem Zusammenhang auch um finanzielle, materielle und personelle Ressourcen wetteifern. Dass dabei auch eigennützige Ziele wie persönliche Reputation, Anstellungen und andere Vorteile im Spiel sind, lässt den wissenschaftlichen Wettbewerb nicht mehr eindeutig in positivem Licht erscheinen. Dieses Paradox der Vereinbarkeit von persönlichem Erfolgsstreben und wissenschaftsimmanenten Kollegialitäts- und Bescheidenheitsgeboten wurde seit Robert Merton (1957; 1973 [1942]) immer wieder diskutiert.

Tatsächlich spiegeln empirische Studien ein ambivalentes Bild von Wettbewerb. Auf der personalen Ebene impliziere er Prioritätskonflikte (Merton 1961) sowie Entmutigung, Objektivitätsverlust und abweichendes Verhalten aller Art, von übereilten oder redundanten Publikationen über eingeschränkte Produktion und Geheimhaltung bis hin zu Betrug (Barber et al. 1973; Gaston 1973; Hagstrom 1965: 90-91; Sullivan 1975: 239-240). Die Warnungen vor negativen Folgen haben jüngst im Zuge intensiver Beschäftigung mit wissenschaftlichem Fehlverhalten mehr Gewicht erhalten, wobei zunehmender Wettbewerb als eine wesentliche

Ursache in den Blick gerät (z.B. Alberts/Shine 1994; Anderson et al. 2007). Zwar wird damit auch stärker zwischen Wettbewerbsfolgen für die Wissenschaft bzw. für die sozialen Beziehungen differenziert (Anderson et al. 2007: 446ff.). Doch die genauere Betrachtung handlungsleitender Motivationen zeigt weiterhin eine Verschiebung von wissenschaftlichen zu persönlicheren Zielen wie Status- oder Karrieresicherung, welche wiederum Bewertungen von Fehlverhalten verfärbt kann.

Dieselben Studien betonen immer auch die positiven Seiten von Wettbewerb: er steigere den Arbeitseifer und das Leistungsniveau aller Teilnehmer (Gaston 1973: 70-72), führe zur effizienten Zuordnung wissenschaftlicher Probleme und Ressourcen (Merton 1957) oder zu durchaus fruchtbringender Redundanz (Hagstrom 1974). Auch in aktuellen Debatten wird trotz fortgesetzter Abwägung der positiven und negativen Seiten des Wettbewerbs dessen Ambivalenz nicht aufgelöst.¹

Zur Zusammenarbeit gibt es keinen vergleichbaren Diskurs um die positiven und negativen Effekte im Wissenschaftssystem. Auch kooperative Praktiken werden als unabdingbare Grundlage wissenschaftlichen Wirkens vorausgesetzt, dabei aber oft ohne weitere Diskussion in positivem Licht belassen. Relativ selten werden negative Aspekte thematisiert, wie Konflikte über Autorenschaft und Dateneigentum (DFG 2010; Ledford 2008), niedrigere Produktivität (Cummings/Kiesler 2007) und Kreativität (Shapin 2008: 169) oder unnötige Kosten durch gescheiterte (Ledford 2008) oder drittmittelfinanzierte universitätsübergreifende Kooperationen (Cummings/Kiesler 2007). Doch auch hier gilt, dass diese Autoren gleichzeitig diverse Vorteile von Zusammenarbeit anführen und damit einen Bedarf anzeigen, sich auch der Ambivalenz kooperativer Praktiken zuzuwenden.

Schließlich verweist die Wissenschaftsforschung auf ein „eigentümlich[es] Balanceverhältnis“ (Felt et al. 1995: 58) oder dialektisches Verhältnis (Mittelstraß 2010: 16) zwischen Wettbewerb und Zusammenarbeit. Dabei wird oft vorausgesetzt, dass beide Praktiken aus der Suche nach wissenschaftlicher Anerkennung erwachsen (Felt et al. 1995), ohne jedoch zu hinterfragen welche weiteren Zielverschiebungen entlang dieser Anerkennungsstrukturen stattfinden und in der Alltagspraxis sichtbar werden. So wählen Wissenschaftler auf dem Weg zur wissenschaftlichen Anerkennung je nach Gewichtung dreier Hauptziele – Erkenntniszuwachs, Reputationsgewinn oder Karrieresicherung – zwischen kooperativen oder kompetitiven Praktiken. Erstaunlicherweise gibt es kaum tiefer-

¹ Siehe exemplarisch Forschung & Lehre 7/2011 zum Thema Wettbewerb.

gehende Analysen dieses Oszillierens. Wo verschiedene Formen von Wettbewerb und Zusammenarbeit auf der personalen Ebene gleichzeitig in Erscheinung treten, ließen sich zudem komplexe Unstimmigkeiten zwischen idealen Wertvorstellungen und tatsächlichen Praktiken vermuten. Man denke beispielsweise an Harriet Zuckermans (1967: 395-96) Studie der Nobelpreisträger, die – als Gewinner im Wettbewerb – verstärkt zu kooperativem Verhalten neigen und dies (teils sehr bewusst) über ihren wissenschaftlichen Nachwuchs reproduzieren, aber auch gerade infolge der Preiskrönung bestehende Kooperationen abbrechen.

Diese drei Aspekte – die Ambivalenz von Wettbewerb und Zusammenarbeit sowie deren komplexes Wechselspiel bzw. gegenseitige Bedingtheit – greifen wir hier auf der Basis neuer empirischer Daten erneut auf. Dabei interessiert uns vor allem, inwieweit die Ziele der Erkenntnisgewinnung, Reputationsseigerung und der Karrieresicherung die Bewertung kooperativer und kompetitiver Praktiken bedingen. Im Ausblick zeigen wir schließlich, dass damit auch unterschiedliche Interpretationen möglichen Fehlverhaltens einhergehen.

Mit diesem Beitrag gehen wir auf weitere Forschungsdesiderate ein. Zwar bestätigen auch unsere Befunde, dass sich im persönlichen Forschungsalltag Wettbewerb und Zusammenarbeit am konkretesten im Publikationsverhalten niederschlagen (s. Barber et al. 1973; Gaston 1973; Hagstrom 1974; Merton 1957, 1961; Sullivan 1975; Zuckerman 1967), wir können jedoch eine komplexere Gestalt beider Praktiken skizzieren.

Hinsichtlich positiver und negativer Folgen von Wettbewerb und Zusammenarbeit möchten wir von einer Reduzierung auf einfache Kausalbeziehungen Abstand nehmen. Schließlich hat uns die Wissenschaftsforschung hinreichend gelehrt, (hochschulbasierte) Wissenschaft als ein komplexes Agglomerat aus intellektuellen, epistemischen, sozialen, institutionellen und kulturellen Praktiken zu verstehen. In seinem Inneren sind facettenreiche Einzelphänomene und ihre Effekte nicht immer konkret und keinesfalls losgelöst vom jeweiligen Kontext auszumachen. Demgemäß sind weiterhin vorhandene Wettbewerbsanalysen, neben ihrer unterschiedlichen Herangehensweise, wegen ihrer unvermeidlich starken Kontextualisierung nur schwer verallgemeinerbar. Sie beziehen sich zumeist auf naturwissenschaftliche und US-amerikanische Kontexte, aber selbst diese sind oft nicht miteinander vergleichbar (s. auch Sullivan 1975: 231-232).

Unsere Studie geht hier durch ihr komparatives Design einen entscheidenden Schritt weiter und nimmt die Unterschiede zwischen nationalen und institutionellen Kontexten, Disziplinen und Statusgruppen systematisch in den Blick. Darüber hinaus erlaubt sie eine genauere Differenzierung von Wertvorstellungen und Handlungspraktiken, also auch

von normativen und erfahrungsbasierten Konnotationen von Wettbewerb und Zusammenarbeit.

1. Anmerkungen zur Datengrundlage

Dieser Artikel präsentiert Teilergebnisse aus dem Forschungsprojekt „Wissenschaftliche Integrität im Kontext von Integration und Wettbewerb“ (2009-2013, Universität Konstanz), welches die Werthaltungen von Wissenschaftlern im Kontext ihrer sich wandelnden arbeitsweltlichen und regulativen Umwelt untersucht. Davon ausgehend, dass die normativen Grundprinzipien der Wissenschaft zwar von Individuen getragen, aber im Kontext sich teils überlagernder kultureller Referenzsysteme reproduziert werden, konzentriert sich die Analyse auf die Prozesse der Reproduktion sowie die jeweilige Rolle und Stabilität dieser Referenzsysteme. In Bezug auf je zwei anonyme hochrangige Universitäten in drei Ländern (Deutschland, Großbritannien, USA) umfasst die Datenerhebung Dokumentenanalyse, narrative Interviews und Fokusgruppendifkussionen mit Wissenschaftlern, Experteninterviews mit Personen aus der Forschungsverwaltung sowie teilnehmende Beobachtung. Bei den Ergebnissen sei auf eine mögliche Schweigeverzerrung hingewiesen, denn zur Teilnahme an der Studie erklärten sich vornehmlich diejenigen Forschenden bereit, die offensichtlich eine große grundsätzliche Bereitschaft zeigen, ihre Wertvorstellungen und ihren Arbeitsalltag zu reflektieren. Dennoch lässt die Studie keine überoptimistischen Folgerungen zu.

Im Folgenden fokussieren wir uns auf die Ergebnisse aus den bisher 53 qualitativen Interviews und Fokusgruppendifkussionen mit Wissenschaftlern, welche direkte Fragen nach den Erscheinungsformen und persönlichen Bewertungen von Wettbewerb und Zusammenarbeit enthalten. Diese Gespräche ermöglichen überdies einen indirekten Zugang zu impliziten Werthaltungen und zur Bedeutung der jeweiligen normativen Referenzsysteme im Zusammenhang mit Wettbewerb und Zusammenarbeit, indem beide Themen anhand konkreter alltäglicher Praktiken wissenschaftlichen Arbeitens (z.B. Publikationsverhalten, Rezeption vorhandener Forschung oder Betreuung/Betreutwerden von Nachwuchswissenschaftlern) beständig thematisiert werden.

In diesem Artikel werden nur Zitate angeführt, die, wenngleich pointiert, allgemeine Muster illustrieren. In Persönlichkeiten und Sondersituationen begründete Aussagen bleiben ausgeblendet. Die Zitate sind in der Originalsprache der Gespräche wiedergegeben. Im Sinne der Lesbarkeit wurden Wortdoppelungen, Pausen und lautsprachliche Äußerungen (ähm, mhm) entfernt, außer unter Punkt 3, wo diese durchaus analytische Rele-

vanz besitzen. Die Zitate sind anonym; es erfolgt lediglich eine Zuordnung der Respondenten zu den kulturellen Kontexten Land, Status und Disziplin.

2. Erscheinungsformen von Wettbewerb

In der Literatur wird Wettbewerb vor allem als Ringen um öffentliche Anerkennung wissenschaftlicher Leistungen, sei es in Form von Preisen oder Publikationen, dargestellt. Unsere Studie zeigt, dass sich Wissenschaftler, wenn sie direkt danach gefragt werden, im Wettbewerb um vielerlei Vorzüge sehen: International konkurrieren sie um die Besetzung von Forschungsnischen, Stellen, Preise und – vermehrt – um Drittmittel; in den unmittelbaren Organisationseinheiten geht es um die Verteilung von Aufgaben, Ressourcen, Leistungszulagen und Beförderungsmöglichkeiten. Gleichwohl sind Publikationen das wichtigste Mittel, um in diesen Varianten des Wettbewerbs zu bestehen. In den Aussagen zum Publikationsverhalten zeigt sich aber weiterhin, dass sich auch beim Mittel zum Zweck eine eigene kompetitive Sphäre öffnet, in der es wiederum um Diverses geht: die Autorenrangung, die Anzahl eigener Publikationen, deren Rezeption, Erscheinungsort und -zeitpunkt.

Die Motivation, sich auf Wettbewerb einzulassen, wird wesentlich durch das der wissenschaftlichen Profession inhärente Streben nach Erkenntnisgewinn gestärkt. Dass dabei auch persönliche Anliegen wie das Streben nach individueller Reputation mitwirken und dass diese beiden Zielrichtungen nicht immer klar zu trennen sind, wurde in der Literatur bereits eingehend diskutiert (Frank Fox 1992; Gaston 1973; Merton 1957). Hinzu kommen heute für die Forschenden vermehrt pragmatische Ziele, wie das gute Abschneiden bei diversen Evaluationen, effiziente Ressourcennutzung oder die schwieriger werdende Suche nach entfristeten Anstellungen. Zudem variieren, wie im Folgenden erläutert wird, Gestalt und Intensität von Wettbewerb in unterschiedlichen kulturellen Kontexten innerhalb des Wissenschaftssystems.

Im Statusgruppenvergleich zeigt sich deutlich, dass für Nachwuchswissenschaftler fächerübergreifend der karrierebezogene Wettbewerb mit Gleichrangigen um Stellen und Stipendien im Vordergrund steht. Dies gilt nicht nur im Übergang von der Dissertation zur Postdoc-Phase (Anderson et al. 2007: 440), sondern bis zur Erlangung einer entfristeten Professur. Professoren hingegen konkurrieren in erster Linie um Produktivität in der Forschung, wobei von den dahinterliegenden Zielen – wissenschaftlicher Erkenntnisgewinn, persönliche Reputation wie auch Karrie-

regestaltung – situationsbedingt das eine oder andere stärker herausstehen kann.

In diesem Zusammenhang wetteifern zwar Nachwuchswissenschaftler um die Zuteilung diverser Aufgaben der akademischen Selbstverwaltung, welche potentiell der Karrieresicherung dienen, während sich bei etablierten Wissenschaftlern, trotz einer grundsätzlichen Bereitschaft, übliche kollegiale und administrative Aufgaben zu übernehmen, diesbezüglich stärker Vermeidungsstrategien im Zuge der Priorisierung der eigenen Forschungsarbeit abzeichnen. Im Nachwuchsbereich werden aber auch bewusster zum Selbstschutz Grenzen gesetzt, auf wie viel Wettbewerb man sich einzulassen bereit ist, was auf eine insgesamt höhere gefühlte Intensität von Wettbewerb hindeutet:

„Also auch wenn der andere das ganze Wochenende immer durcharbeitet, also dann will ich da vielleicht auch nicht mithalten und da also kann ich auch nicht besser sein oder mehr machen und so.“ (Deutschland, Doktorand, Psychologie)

„Entweder man hat irgendwie ein Leben oder man wird super tolle Wissenschaftlerin. ... Aber auch dieses alleine schon immer am Wochenende arbeiten, fast jeden Tag was machen, das, ich finde das schon abschreckend.“ (Deutschland, Doktorand, Politikwissenschaft)

Etablierte Wissenschaftler wiederum zeigen ein größeres Bewusstsein für Wettbewerbsformen auf Meso- und Meta-Ebenen, also zwischen Fachbereichen/Departments, Universitäten und Ländern.

Im Disziplinenvergleich variiert die Gestalt von Wettbewerb auch mit den epistemisch begründeten Organisationsformen. So konkurrieren in den Naturwissenschaften vor allem Forschergruppen bzw. Labore miteinander. Für die Einzelnen ergibt sich hieraus ein doppeltes Wettbewerbsempfinden, denn es geht um die persönliche Profilierung und die wissenschaftliche Profilierung der Gruppe. Nur für die jeweiligen Gruppenleiter fällt dies zusammen, während im Nachwuchsbereich die eigene Profilierung zusätzlichen Wettbewerb *innerhalb* der Gruppe bedeutet. Zudem geht es in den Naturwissenschaften vermehrt, auch im universitären Kontext, um Patente, Industriesponsoring und kommerzielle Anwendungen wissenschaftlichen Wissens.

Die Produktivität der Forschenden in den Naturwissenschaften wird explizit daran gemessen, wie viele Zeitschriftenartikel in Erstautorenschaft in hochrangigen Zeitschriften publiziert werden. In den Sozial- und Geisteswissenschaften hingegen bleiben Monographien und Sammelbände, trotz wachsender Bedeutung peer-reviewter Zeitschriftenbeiträge, hoch im Kurs. Doch während etablierte Wissenschaftler Monographien zunehmend in Zusammenhang mit dem Wunsch nach mehr Zeit für län-

gerfristigeren und qualitativ hochwertigeren Projekten erwähnen (was übrigens auch in manchen naturwissenschaftlichen Bereichen zutrifft), bleibt die „zweite Monographie“, ob mit oder ohne Habilitation, für Nachwuchswissenschaftler in den Sozial- und Geisteswissenschaften ein unumgängliches Qualifizierungszeugnis:

„Tue dir das nicht an, was wir gemacht haben. Engagier dich weniger, mach weniger für den Fachbereich. Halt dich raus, wo immer du kannst, schreib dein Buch. Danach wirst du später beurteilt werden und an nichts anderem.“
(Deutschland, Juniorprofessor, Medienwissenschaften)

Dass Forschende situativ oder kontextbedingt von unterschiedlichen Zielen geleitet am Wettbewerb teilnehmen, lässt sich weiterhin indirekt aus verschiedensten Aussagen zum Arbeitsalltag ableiten. Im Folgenden zeigen wir dies exemplarisch anhand weiterer Aussagen zum Publikationsverhalten.

3. Wettbewerb und Publizieren

Dass es für viele Forschende idealistische und pragmatische Gründe für kompetitives Verhalten gibt und diese zum Teil relativ gleichwertig nebeneinander stehen, zeigt sich deutlich in den Antworten auf unsere Frage „Warum publizieren Sie?“ Die Identifizierung mit dem idealen Ethos, durch Publikationen die erarbeiteten Ergebnisse der wissenschaftlichen Gemeinschaft zu kommunizieren und damit die Forschung voranzutreiben, wird buchstäblich im selben Atemzug mit dem Zwang geäußert, dies zur Sicherung der eigenen Reputation oder Karriere tun zu müssen. Eine deutliche Zielverschiebung vom Erkenntnisgewinn zur Reputationssteigerung oder Karrieresicherung findet nur situationsbedingt oder kontextbedingt statt. Es zeigt sich außerdem in der oft erstaunten Reaktion auf die Frage an sich, dass die eigenen handlungsleitenden Überzeugungen im Alltag selten bewusst reflektiert werden:

Interviewer: ... why would you publish?

Person: What?

Interviewer: Why?

Person: Oh. Well I have to >laughing<. Because I want to, a). And b) because we have to.

(UK, Professor, Politikwissenschaft)

„Warum ich publiziere!?! Ja publish or perish heißt es doch. Also entweder ich publiziere oder ich bin tot. Also ich mein- also man kriegt kein Geld. Warum ich publiziere, ja gut, das ist ja eigentlich eine Grundfrage, warum ich überhaupt Forschung betreibe. Also ich interessiere mich dafür, die Natur zu erkunden ... man würde ja sowieso publizieren, ja also weil man ja Interesse daran hat, jemand anderes das mitzuteilen und sich auszutauschen.“ (Deutschland, Professor, Physik)

„Warum? Ähm (-) um, ja ist ne lustige Frage. Also eigentlich, es geht darum, seine Arbeit und das Bemühen, was man hatte, wirklich zu veröffentlichen, an die an die Öffentlichkeit zu bringen. Das ist wichtig, dass man ein Ergebnis hat, ein- eine Entdeckung und dann teilt man die mit ... Der andere Grund natürlich ist, dass man publizieren muss ... Ich ich ich krieg meine Doktorarbeit nicht, wenn ich nicht publiziert hab und ähm ja (-) wenn ich nicht publiziere, dann dann hab ich auch nichts geleistet.“ (USA, PhD Student, Biomedizin)

In einigen Kontexten werden idealistische oder pragmatische Gründe kategorisch vorangestellt. So thematisieren wenn, dann nur Professoren auf entfristeten Stellen, dass das Ethos des Publizierens im Namen der Wissenschaft an erster Stelle steht. Externer Publikationsdruck wird dabei verneint. Umgekehrt liegt dann ein beständiges Übergewicht auf pragmatischen Gründen für das Publizieren, wenn, wie in den Naturwissenschaften, Patentanmeldungen die bevorzugte Publikationsform sind oder wenn der Arbeitsalltag durch regelmäßige quantitativ ausgerichtete Evaluationen geprägt ist, wie beispielsweise in Großbritannien durch *Research Assessment Exercise* bzw. *Research Excellence Framework*. Auf besonders prägnante Weise zeigt sich beim Publizieren eine Priorisierung des pragmatischen Ziels der Karrieresicherung beim wissenschaftlichen Nachwuchs (s. auch Dries 2011), und zwar disziplinen- und länderübergreifend:

„Äh um eine Professur zu bekommen. Das ist bei uns das Kriterium, nach dem entschieden wird. Lehre ist eine untergeordnete Rolle. Also es wird rein nach Publikationen entschieden.“ (Deutschland, Juniorprofessor, Ökonomie)

„... wenn ich in der Forschung bleiben will, dass es eben förderlich ist, wenn ich dann schon publiziert habe. Ja, deswegen will ich eigentlich publizieren. Weil ich eben auch sehe, dass alle Leute nur da drauf schauen. Also, wenn es um die Karriere geht, dann schaut man was hat der, wie viel hat der publiziert, welche Journals, so.“ (Deutschland, Doktorand, Psychologie)

„It is very important for your job search, I think. I think it's very difficult to get a good postdoctoral position if you haven't published anything. It just looks like that.“ (USA, PhD Student, Biologie/Biomedizin)

Zielverschiebungen in Richtung Reputationssteigerung oder Karrieresicherung spiegeln sich weiterhin in den handlungsleitenden Prämissen bezüglich der Menge, des Ortes und der Geschwindigkeit des Publizierens: *publish high*, *publish a lot* und *publish fast*. Wir möchten hier kurz auf letztere eingehen, um weiteren Differenzierungsbedarf im Disziplinenvergleich zu illustrieren. Da bestehende Wettbewerbsanalysen fast ausschließlich naturwissenschaftliche und biomedizinische Forschung betrachten, wird das Publikationsverhalten als ein Wettrennen um die Erstpublikation origineller Ergebnisse konzipiert (Merton 1957, 1961). Forscher interessieren sich also nur für „die *neue* Information“ (Latour 1996: 121, Betonung i.O.). Dieser Wettbewerb impliziert die stete Sorge darum,

dass Forschergruppen, die an ähnlichen Problemen arbeiten, einander bei der Publikation der Ergebnisse zuvorkommen können (Gaston 1973; Hagstrom 1974; Sullivan 1975). Dieser Druck, neue Ergebnisse nicht nur möglichst schnell, sondern zuerst zu publizieren und die reale Gefahr, überholt zu werden, sind in der Tat für Naturwissenschaftler am größten:

„Sprich, da war jemand den entscheidenden Schritt schneller und hat das Prinzip oder die- diese Experimente ähm so gezeigt und publiziert und das ist dann sehr frustrierend ... wenn man eigentlich ne identische Idee, die ist dann nicht mehr publizierbar. Die ist gezeigt von jemandem und damit ist sie dann eigentlich wertlos.“ (Deutschland, Juniorprofessor, Chemie)

„ (...) aber man man versucht schon- jeder versucht sein- die die beste Forschung zu machen und die als erstes zu veröffentlichen. Ganz klar.“ (UK, PhD Student, Physik)

„But you take the risk that if you do a very big project, ahm, can you sustain for five years? Whether it is really going to ahm, that no one will scoop you, you know.“ (USA, Postdoc, Biomedizin)

Interviewer: Would there usually be a paper coming out of a project?

Person: (-) Aaahm, yes, yes, although we've been scooped like three projects, ah very recently, so it's been a little bit tough.

(USA, PhD Student, Biologie/Biomedizin)

Wäre wissenschaftlicher Erkenntnisgewinn das Hauptziel, müssten Erstpublikationen der Konkurrenz mit Freude aufgenommen werden. Dass aber pragmatische Ziele wie Reputation oder Karriere sowie Gründe wie investierte Zeit und Ressourcen im Vordergrund stehen, spiegelt sich deutlich in der geäußerten Frustration über die Erfahrung, mit der Veröffentlichung einer neuen Idee überholt worden zu sein. Wie erwähnt, ist dies nichts Neues. Auch Bedenken über Makroeffekte wie eine verzerrte Forschungsausrichtung in besonders dynamischen Forschungsfeldern, wo Routineforschung schnell zugunsten der Möglichkeit einer Erstpublikation fallen gelassen wird (Reif 1961: 1959f), können wir bestätigen. Darüber hinaus ist im Hinblick auf einen längerfristigen Kulturwandel anzumerken, dass sich diese Prämissen, schneller, höher und mehr zu publizieren, selbstverständlicher im Wertekanon der zukünftigen Forschergeneration verfestigen und dass damit auch ein verändertes Verständnis von „guter wissenschaftlicher Praxis“ einhergeht.

4. Ist Wettbewerb gut oder schlecht?

Insgesamt beziehen sich negative Konnotationen von Wettbewerb vor allem auf die persönliche Ebene. Jede/r Befragte hat hierzu etwas zu sagen: verzerrte Zeitplanung, verdorbenes Arbeitsklima, Konflikte um Autoren-schaft, Ressourcenmangel, Denkblockaden etc. Bei den positiven Aspek-

ten hingegen bleiben viele zurückhaltend. Auf direkte Nachfragen wird zumeist das motivationssteigernde Moment von Wettbewerb betont, wobei etablierte Wissenschaftler eher noch Katalysatoreffekte für die Wissenschaft sehen als Nachwuchswissenschaftler, für die es auch hier vordergründig um den persönlichen Nutzen im Sinne besserer Karrierechancen geht.

Sullivan (1975: 240) vermutete seinerzeit am Rande, dass Forschende wettbewerbsbedingte Geheimhaltung eher als Funktionalität im persönlichen Interesses denn als Kostenfaktor für die Erkenntnisgewinnung bewerten könnten, aber dass sie immerhin bedauern mögen, geheimhalten zu *müssen*. In unseren Daten zeigt sich diese Diskrepanz von Wertvorstellungen und tatsächlichen Praktiken prägnant als wiederkehrendes Muster. Forschende kritisieren einerseits kompetitive Praktiken und deren negative Effekte; gleichzeitig sehen sie sich diesen in der Alltagspraxis ausgeliefert.

5. Erscheinungsformen von Zusammenarbeit

Wissenschaft basiert auf dem Austausch von Forschungsergebnissen. Dass Wissenschaftler auch im engeren Sinn kooperieren, lässt sich empirisch am besten durch Koautorenschaften belegen (Barber et al. 1973; Zuckerman 1967). Letztere stellen in der Praxis für die Befragten tatsächlich ein durchwegs wichtiges Thema dar. Werden sie direkt nach praktizierten Formen von Zusammenarbeit gefragt, verstehen sie hierunter aber auch gemeinsame Veranstaltungen, mehr oder weniger lose Netzwerke, regelmäßige Diskussionsforen und Forschungsprojekte, die nicht immer in Publikationen münden. In all diesen Erscheinungsformen ist Zusammenarbeit sehr häufig interdisziplinär und international. In den Naturwissenschaften machen die heutigen Forschungsfragen interdisziplinäre Zusammenarbeit oft gar unumgänglich.

Die Arbeitsgruppe als alltäglichsste Form der Zusammenarbeit in den Naturwissenschaften erfährt unterschiedliche Interpretationen im Statusgruppenvergleich: Professoren sehen sich als Partner ihrer Mitarbeiter, während letztere die eigentliche Zusammenarbeit vor allem unter Ihregleichen, den Promovierenden und Postdocs lokalisieren. Im Disziplinenvergleich zeigt sich weiterhin, dass diese Form von Teamarbeit auch in sozialwissenschaftlichen Disziplinen wie der Ökonomie und der Psychologie, insbesondere im Zuge zunehmend experimenteller Forschungsdesigns, immer selbstverständlicher wird. Geisteswissenschaftler sehen sich innerhalb ihrer Disziplin nach wie vor als Einzelkämpfer, und doch

finden sie sich projektorientiert zunehmend in interdisziplinären Kooperationen wieder.

6. Ist Zusammenarbeit gut oder schlecht?

Bei der Zusammenarbeit überwiegen, in Übereinstimmung mit gängigen Annahmen, auch aus der Sicht der Befragten eindeutig die positiven Aspekte. Allgemein gehen diese davon aus, durch Zusammenarbeit mehr, besser und effizienter zum Erkenntnisgewinn beitragen bzw. Ergebnisse produzieren zu können. Daneben wird vor allem vom wissenschaftlichen Nachwuchs betont, persönlich davon zu profitieren. Auch in Bezug auf Zusammenarbeit zeigt sich hier also eine Zielverschiebung in Richtung Karrieresicherung. Zu kooperieren ist für diese Statusgruppe nicht nur lohnenswert, weil man Forschungsgegenstände oder sich selbst dabei besser kennenlernt, sondern auch, weil man Netzwerke oder Koautorenschaften im Lebenslauf anführen kann und muss.

Negative Folgen für die Wissenschaft werden kaum gesehen, abgesehen von dem enormen finanziellen, zeitlichen und administrativen Aufwand, der für große, durch entsprechende Drittmittelangebote forcierte Forschungsverbünde nötig ist – hier werden vor allem die EU-Rahmenprogramme genannt. Es ist aber nicht zu vernachlässigen, dass problematische Erfahrungen, etwa mit unzuverlässigen Partnern, mit inhaltlichen Zwistigkeiten, großem Zeitaufwand, ungleicher Arbeitsverteilung oder anderen zwischenmenschlichen Konflikten entsprechend negative Konnotationen bei den Betroffenen hinterlassen. Solche Erfahrungen werden zwar von Angehörigen aller Statusgruppen angeführt. Die negative Bewertung wird jedoch von Forschenden in der Qualifizierungsphase eindeutig mit dem Schaden für die eigene Karriere begründet, während etablierte Wissenschaftler den Schaden für die Wissenschaft, die Reputation oder die Ressourcenverwendung höher einstufen.

7. Wettbewerb und Zusammenarbeit

Im wissenschaftlichen Arbeitsalltag stellen Wettbewerb und Zusammenarbeit grundverschiedene Praktiken für die Forschenden dar, ihre jeweiligen Ziele zu erreichen. Doch sind für sie immer verschiedene Erscheinungsformen von Wettbewerb und Zusammenarbeit zeitgleich präsent. In vielen Fällen treffen sie sogar direkt aufeinander, und Kooperationspartner sind zugleich (potentielle) Konkurrenten (konträr hierzu z.B. Mittelstraß 2010: 16).

In den Naturwissenschaften ergibt sich aus der Gleichzeitigkeit von Kooperation innerhalb einer Arbeitsgruppe sowie Wettstreit, aber auch Kooperation, zwischen den Gruppen ein komplexes Konfliktpotential für einzelne Forschende. So wird nicht selten die wissenschaftlich förderliche Mobilität von Nachwuchswissenschaftlern durch Laborleiter im Namen des Wettbewerbs um Erstpublikationen eingeschränkt. Die Sorge der Gruppenleiter, das eigene Know-how könnte zur Konkurrenz gelangen, verwehrt Nachwuchswissenschaftlern die de jure gegebene Option, sich in anderen Laboren weiterzubilden. Hier spiegelt sich ein Konflikt zwischen dem Ziel, zur eigenen Reputationssicherung im Wettbewerb um Erstpublikationen zu bestehen, und dem Ziel der allgemeinen Erkenntnisgewinnung, in deren Sinne auch die Weiterqualifizierung des Nachwuchses durch Kooperation mit anderen Gruppen zu unterstützen wäre.

Auch bei gemeinsamen Autoren- und Herausgeberschaften arbeiten Forschende zusammen, während sie oft gleichzeitig um die Nennung und Reihung der Autoren wetteifern. Wenn sie derselben Statusgruppe und einem schmalen Forschungssegment angehören, spielt hier auch die Überlegung mit, dass sie sich anderswo als Konkurrenten um Stellen oder Ressourcen wiederbegegnen können. Die Verquickungen im Rahmen von Koautorenschaften lassen sich kaum beseitigen. Dem – mehr oder weniger konflikthafter – Wettbewerb begegnet man im Rahmen fachspezifischer Konventionen mit lokalen Regeln, die vielfältige Gestaltung zulassen, indem sie immer wieder neu verhandelt werden bzw. durch hierarchische Gepflogenheiten geprägt sein können.

Für den wissenschaftlichen Nachwuchs zeigen sich durch den größeren Publikationsdruck im Sinne der Karrieresicherung die stärksten Konflikte. In den Naturwissenschaften verstärkt sich dieser Druck zusätzlich durch die starke Abhängigkeit von Gemeinschaftspublikationen. Etablierte Wissenschaftler, und zwar nicht nur die besonders renommierten (s. Zuckerman 1967: 395), äußern immerhin Verständnis für die Karriereorientierung ihrer jungen Mitarbeiter sowie die Bereitschaft, durch gemeinsames Publizieren zu helfen. Weiterhin zeigt sich hier wiederum in den Naturwissenschaften ein eigenes Gefüge, denn Autoren eines Artikels waren mitunter in sehr verschiedenen Rollen an den dahinter stehenden Experimenten beteiligt und die gängige kollegiale Kompromisslösung, im Konfliktfall lieber mehr als zu wenige Koautoren anzugeben, kann mitunter ausarten. So wird es, paradoxerweise, von vielen begrüßt, dass hier zunehmend Zeitschriften durch externe Regeln für die Festlegung von Autorschaft steuernd eingreifen.

8. Fazit

Eine abschließende Bewertung von Wettbewerb und Zusammenarbeit wird nicht nur durch die jeweilige Ambivalenz beider Praktiken erschwert, sondern auch durch deren mitunter ambivalente Verquickung. Sie kann nur durch eine genauere Betrachtung der Kontexte und der dahinter liegenden Hauptziele der Forschenden – wissenschaftlicher Erkenntnisgewinn, Reputation oder Karrieresicherung – plausibilisiert werden.

Wie unsere Analyse zeigt, spielen alle drei Ziele eine wesentliche Rolle im Forschungsalltag. Situativ oder kontextgebunden können jedoch Forschende den Zielen der Reputationssteigerung oder Karrieresicherung Vorrang geben. Am deutlichsten lässt sich im Statusgruppenvergleich disziplinen- und länderübergreifend aufzeigen, dass etablierte Wissenschaftler die Ziele der Erkenntnisgewinnung und Reputationsteigerung in ambivalenter Gleichzeitigkeit verfolgen, während für sie das Ziel der Karrieresicherung kaum relevant ist. Letzteres erfährt hingegen bei Forschenden in der Qualifizierungsphase eine starke Priorisierung. In diesem Zusammenhang fällt auch die Bewertung von Wettbewerb und Zusammenarbeit durch die Wissenschaftler unterschiedlicher Statusgruppen verschieden aus. Beide Praktiken werden danach kritisch bewertet oder für gut befunden, inwieweit sie der Wissenschaft oder persönlichen Reputation (vor allem etablierte Wissenschaftler) oder der eigenen Karrieresicherung (vor allem Nachwuchswissenschaftler) nutzen oder schaden.

Schwieriger wird die Bewertung dieser Praktiken für Wissenschaftler, die in einem bestimmten Arbeitszusammenhang gleichzeitig kooperieren und konkurrieren, wie beispielsweise in den Naturwissenschaften bei der Kooperation innerhalb der Arbeitsgruppe, die wiederum im Wettbewerb mit anderen Gruppen steht, oder bei Koautorenschaften, wenn die Schreibpartner gleichzeitig Konkurrenten um dieselben Stellen oder Ressourcen sind.

Des Weiteren fällt auf, dass zwar die vorgefundenen Bedingungen und Praktiken, insbesondere der omnipräsente Wettbewerb um Ressourcen und entfristete Stellen, von den befragten Nachwuchswissenschaftlern zum Teil sehr kritisch bewertet werden. Dennoch zeigen sich diejenigen, die in der Wissenschaft bleiben wollen, generell bereit, sich auf diese einzulassen. Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage, inwiefern in der zukünftigen Generation der Forschenden eine größere Toleranz für Praktiken erwächst, welche konventionell als unlauter oder zumindest fragwürdig angesehen wurden. So lautet eine unserer Forschungshypothesen, die es weiter zu verfolgen gilt, dass sich entlang der hier betrachteten Ziele – Erkenntnisgewinn, Reputationssteigerung oder Karrieresi-

cherung – aus Sicht der Forschenden nicht nur die Bewertung kompetitiver und kooperativer Praktiken, sondern auch die Bewertung von Fehlverhalten verändern kann. Was eine eindeutige Priorisierung eines dieser Ziele bedeuten könnte, soll ein abschließendes Gedankenexperiment veranschaulichen:

Gälte erstens der Forschungsfortschritt als oberstes Ziel vor Reputation oder gesicherter Karriere, dienten auch Zusammenarbeit und Wettbewerb allein dem Erkenntnisgewinn. Aus dieser Sicht müsste beispielsweise der Wettbewerb um die Erstpublikation neuer Erkenntnisse begrüßt werden, und zwar einschließlich der Praxis, sich dabei fremder, noch nicht publizierter Ideen zu bedienen und diese selbst schneller zum Durchbruch zu bringen. Tatsächlich scheint dies nur allzu selten der Fall zu sein. Es kann vielmehr die umgekehrte Tendenz beobachtet werden, nämlich dass Plagiat und Unfairness und somit auch der Wettbewerb um Erstpublikationen kritisch bewertet werden, was nicht zuletzt mit einer Unterordnung des Ziels der Erkenntnisgewinnung einher geht.

Würde zweitens die eigene Reputation als höchstes Ziel gesetzt, würden eigene Forschungsergebnisse wertlos, sobald sie durch andere publiziert werden. Aus dieser Sicht wäre ein Zurückhalten von Forschungsarbeiten und Zwischenergebnissen aus Wettbewerbsgründen durchaus akzeptabel, und das auf Zusammenarbeit aller Forschenden beruhende Ethos würde an Bedeutung verlieren. Situativ, im Hinblick auf konkrete Forschungsarbeiten, zeigt sich dies tatsächlich in der Praxis, vor allem in den Naturwissenschaften und in der Ökonomie. Weiterhin würden unter der Prämisse der Reputationssteigerung Forschende zwar Kooperationen pflegen, welche einschlägige Ergebnisse versprechen, würden aber schließlich die Beiträge der anderen bei der Präsentation der Ergebnisse zugunsten der eigenen Reputation unterschlagen. Leider liefern unsere Studie wie auch die Wissenschaftsgeschichte hierfür zahlreiche Beispiele.

Würde drittens die Sicherung der eigenen Karriere priorisiert, träte die Zusammenarbeit im Dienst der Erkenntnisgewinnung gegenüber dem Wettbewerb um entfristete Stellen in den Hintergrund. Das heißt, es würden selektiv nur jene Kooperationen gepflegt, die potentiell der eigenen Karriere förderlich sind. Oder es werden Geheimhaltungspraktiken und ein allgemeines Misstrauen, welche die eigene wie auch allgemeine Wissensweiterung bremsen, in der Praxis mitgetragen, um die persönlichen Karrierechancen nicht zu gefährden. Die Prämisse der Karrieresicherung würde es weiterhin rechtfertigen, Publikationen, die den eigenen Ansprüchen nicht genügen, übereilt zu publizieren, wenn die Quantität von Publikationen zur Zielerreichung höher evaluiert wird. Leider zeigen sich auch diese Tendenzen tatsächlich in der Praxis, vornehmlich bei For-

schenden am Eintritt in die wissenschaftliche Gemeinschaft. Obgleich es auch hierfür Beispiele aus der Wissenschaftsgeschichte gibt, wirft die deutliche Priorisierung des Ziels der Karrieresicherung in den Aussagen des heutigen wissenschaftlichen Nachwuchses die Frage nach einem längerfristigen Kulturwandel auf.

Literatur

- Alberts, Bruce / Shine, Kenneth 1994: Scientists and the Integrity of Research. In: *Science*, 266, 9 December. S. 1660-61
- Anderson, Melissa S. et al. 2007: The Perverse Effects of Competition on Scientists' Work and Relationships. In: *Science and Engineering Ethics*, 13. S. 437-61
- Barber, Bernhard et al. 1973: Research on Human Subjects. Problems of Social Control in Medical Experimentation. New York: Russel Sage Foundation
- Cummings, Jonathon N. / Kiesler, Sara 2007: Coordination costs and project outcomes in multi-university collaborations, In: *Research Policy*, 36, 10. S. 1620-34
- Dries, Christian 2011: Veritabler Spießbrutenlauf. Der Nachwuchs und das diffuse Diktat des Publikationszwangs. In: *Forschung und Lehre*, 11, 2. S. 132-33
- Felt, Ulrike / Nowotny, Helga / Taschwer, Klaus (Hg.) 1995: *Wissenschaftsforschung. Eine Einführung*. Frankfurt / New York: Campus
- Frank Fox, Mary 1992: Research, Teaching and Publication Productivity: Mutuality Versus Competition in Academia. In: *Sociology of Education*, 65, 4. S. 293-305
- Gaston, Jerry C. 1971: Secretiveness and Competition for Priority of Discovery in Physics. In: *Minerva*, 9, October. S. 472-92
- Gaston, Jerry C. 1973: *Originality and Competition in Science*. Chicago: University of Chicago Press
- Hagstrom, Warren O. 1965: *The Scientific Community*. New York u.a.: Basic Books
- Hagstrom, Warren O. 1974: Competition in Science. In: *American Sociological Review*, 39, 1. S. 1-18
- Latour, Bruno 1996: Porträt eines Biologen als wilder Kapitalist. In: *Der Berliner Schlüssel: Erkundungen eines Liebhabers der Wissenschaften*. S. 113-45. Berlin: Akademie Verlag
- Ledford, Heidi 2008: With all good intentions. In: *Nature*, 452. S. 682-84
- Merton, Robert K. 1973 [1942]: The normative structure of science. In: Robert Merton (Hg.): *The Sociology of Science. Theoretical and Empirical Investigations*. S. 267-78 Chicago / London: The University of Chicago Press)
- Merton, Robert K. 1957: Priorities in Scientific Discovery: A Chapter in the Sociology of Science. In: *American Sociological Review*, 22, 6. S. 635-59
- Merton, Robert K. 1961: Singletons and Multiples in Scientific Discovery: A Chapter in the Sociology of Science. In: *Proceedings of the American Philosophical Society*, 105, 5. S. 470-86
- Mittelstraß, Jürgen 2010: Kooperation und Wettbewerb oder: warum beides der Wissenschaft gut tut. In: *Kooperation und/oder Wettbewerb in der österreichischen Forschung*, Beilage zur Wiener Zeitung vom 15. Dezember 2010. S. 16-17. Wien: Österreichischer Wissenschaftsrat
- Ombudsman der DFG 2010: Bericht: 10 Jahre Ombudsarbeit in Deutschland. http://www.ombudsman-für-die-wissenschaft.de/Dokumente/Bericht_10_Jahre_Ombudsarbeit.pdf, Zugriff am 16.12.2011

- Reif, Fred 1961: The Competitive World of the Pure Scientist. In: *Science*, 134, S. 3494.
- Shapin, Steven 2008: *The Scientific Life. A Moral History of a Late Modern Vocation*. Chicago / London: The University of Chicago Press
- Sullivan, Daniel 1975: Competition in Bio-Medical Science: Extent, Structure, and Consequences. In: *Sociology of Education*, 48, 2. S. 223-41
- Zuckerman, Harriet 1967: Nobel Laureates in Science: Patterns of Productivity, Collaboration, and Authorship. In: *American Sociological Review*, 32, 3. S. 391-403

die hochschule. journal für wissenschaft und bildung

Herausgegeben von Peer Pasternack
für das Institut für Hochschulforschung (HoF)
an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg

Redaktion:
Daniel Hechler

Institut für Hochschulforschung, Collegienstraße 62, D-06886 Wittenberg
<http://www.diehochschule.de>

Kontakt:

Redaktion: Tel. 03491/87 62 090, Fax: 03491/466 255;

eMail: daniel.hechler@hof.uni-halle.de

Vertrieb: Tel. 03491/466 254, Fax: 03491/466 255, eMail: institut@hof.uni-halle.de

ISSN 1618-9671, ISBN 978-3-937573-28-1

Die Zeitschrift „die hochschule“ versteht sich als Ort für Debatten aller Fragen der Hochschulforschung sowie angrenzender Themen aus der Wissenschafts- und Bildungsforschung.

Artikelmanuskripte werden elektronisch per eMail-Attachment erbeten. Ihr Umfang soll 25.000 Zeichen nicht überschreiten. Für Rezensionen beträgt der Maximalumfang 7.500 Zeichen. Weitere Autoren- und Rezensionshinweise finden sich auf der Homepage der Zeitschrift: <http://www.diehochschule.de>

Von 1991 bis 2001 erschien „die hochschule“ unter dem Titel „hochschule ost“ an der Universität Leipzig (<http://www.uni-leipzig.de/~hso>). „die hochschule“ steht in der editorischen Kontinuität von „hochschule ost“ und dokumentiert dies durch eine besondere Aufmerksamkeit für ostdeutsche Hochschul- und Wissenschaftsentwicklung sowie -geschichte.

Als Beilage zum „journal für wissenschaft und bildung“ erscheint der „HoF-Berichtersteratter“ mit aktuellen Nachrichten aus dem Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg.

Das Institut für Hochschulforschung (HoF), 1996 gegründet, ist ein An-Institut der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg (www.hof.uni-halle.de). Es hat seinen Sitz in der Stiftung Leucorea Wittenberg und wird geleitet von Peer Pasternack (Direktion) und Anke Burkhardt (Geschäftsführung). Durch einen Kooperationsvertrag ist HoF mit dem WZW Wissenschaftszentrum Sachsen-Anhalt Wittenberg (www.wzw-online.de) verbunden.

Neben der Zeitschrift „die hochschule“ mit dem „HoF-Berichtersteratter“ publiziert das Institut die „HoF-Arbeitsberichte“ (ISSN 1436-3550) und die Schriftenreihe „Hochschulforschung Halle-Wittenberg“ bei der Akademischen Verlagsanstalt Leipzig.

Umschlagseite: Motorradrennen am 31. Juli 1949 in Wittenberg

(Fotostudio Kirsch, Wittenberg)

Cartoon Umschlagrückseite: Karsten Schley

Wettbewerb und Hochschulen

6. Jahrestagung der Gesellschaft für Hochschulforschung in Wittenberg 2011

Martin Winter; Carsten Würmann:

Wettbewerb und Hochschulen. Editorial6

Martin Winter:

Wettbewerb im Hochschulwesen17

Andres Friedrichsmeier; Silke Fürst:

Neue Governance als Wettbewerb um Sichtbarkeit.

Zur veränderten Dynamik der Öffentlichkeits- und

Medienorientierung von Hochschulen.....46

Choni Flöther; René Kooij:

Hochschulen als Faktoren im regionalen Standortwettbewerb.

(K)eine Gewinner-Verlierer-Story?.....65

Sascha Gerber; Linda Jochheim:

Paradigmenwechsel im Wissenschaftswettbewerb?

Umsetzungsstand und Wirkung neuer Steuerungsinstrumente

im deutschen Universitätssystem82

Justus Henke; Dieter Dohmen:

Wettbewerb durch leistungsorientierte Mittelzuweisungen?

Zur Wirksamkeit von Anreiz- und Steuerungssystemen

der Bundesländer auf Leistungsparameter der Hochschulen.....100

<i>René Krempkow; Patricia Schulz:</i> Welche Effekte hat die leistungsorientierte Mittelvergabe? Das Beispiel der medizinischen Fakultäten Deutschlands.....	121
<i>Thorsten Lenz; Günter Raßer:</i> Forschungsleistung im Ländervergleich. Forschung an Hochschulen und strukturelle Bedingungen der Länder.....	142
<i>Thamar Klein; Alexandra Kraatz; Stefan Hornbostel:</i> Begutachtungsprozesse im Wettbewerb um Drittmittel. Das Beispiel der Sonderforschungsbereiche	164
<i>Diana Schmidt-Pfister; Nora Hangel:</i> Wettbewerb und Zusammenarbeit im universitären Forschungsalltag. Ambivalent und untrennbar	183
<i>Roland Bloch; Carsten Würmann:</i> Außer Konkurrenz? Lehre und Karriere.....	199
<i>Fred G. Becker; Wögen N. Tadsen; Ralph Stegmüller; Elke Wild:</i> Ansichten und Anreize „guter Lehre“ aus Sicht von Hochschulleitungen. Ergebnisse einer Interviewserie	220
<i>Marius Herzog:</i> Karriere in der Lehre? Die Lehrorientierung wissenschaftlicher Mitarbeiter und ihre Bedeutung für die Wettbewerbsarena Lehre	233
<i>Monika Jungbauer-Gans; Christiane Gross:</i> Veränderte Bedeutung meritokratischer Anforderungen in wissenschaftlichen Karrieren	245
<i>Heinke Röbbken; Gerd Grözinger:</i> Wissenschaftliche Karrieren im Maschinenbau. Eine netzwerktheoretische Analyse zum Reputationswettbewerb.....	260
<i>Wiebke Esdar; Julia Gorges; Elke Wild:</i> Karriere, Konkurrenz und Kompetenzen. Arbeitszeit und multiple Ziele des wissenschaftlichen Nachwuchses	273
<i>Brigitte Aulenbacher; Birgit Riegraf:</i> <i>Economical Shift</i> und demokratische Öffnungen. Uneindeutige Verhältnisse in der unternehmerischen und geschlechtergerechten Universität.....	291

PUBLIKATIONEN

Benedict Kaufmann: Akkreditierung als Mikropolitik.
Zur Wirkung neuer Steuerungsinstrumente
an deutschen Hochschulen (*Alexander Mitterle*)304

Peer Pasternack; Daniel Hechler:
Bibliografie: Wissenschaft & Hochschulen
in Ostdeutschland seit 1945.....308

Autorinnen & Autoren322

Autorinnen & Autoren

Brigitte Aulenbacher, Prof. Dr. rer. soc., Professorin für Soziologische Theorie und Sozialanalysen und Leiterin der Abteilung Theoretische Soziologie und Sozialanalysen im Institut für Soziologie der Johannes Kepler Universität Linz, eMail: brigitte.aulenbacher@jku.at

Fred G. Becker, Prof. Dr. rer. pol., Professor für Betriebswirtschaftslehre, insb. Personal, Organisation und Unternehmensführung, Universität Bielefeld, u.a. Projektleiter des Projekts „Motivation und Anreize zu ‚guter Lehre‘ im Rahmen des Inplacement (MogLI)“, eMail: lstfgbecker@wiwi.uni-bielefeld.de

Roland Bloch, Dr. rer. pol., wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg (HoF), eMail: roland.bloch@hof.uni-halle.de

Dieter Dohmen, Dr. rer. oec., Leiter des Instituts für Bildungs- und Sozialökonomie Berlin (FIBS), eMail: d.dohmen@fibs.eu

Wiebke Esdar, Dipl.-Psych., B.A. (Sozialwissenschaften, Geschichte), wissenschaftliche Mitarbeiterin, Arbeitseinheit Pädagogische Psychologie, Universität Bielefeld, eMail: wiebke.esdar@uni-bielefeld.de

Choni Flöther, Dr. rer. pol., Sozialwissenschaftlerin, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Internationalen Zentrum für Hochschulforschung der Universität Kassel (INCHER-Kassel), eMail: c.floether@incher.uni-kassel.de

Andres Friedrichsmeier, Dr. phil., Organisationssoziologe, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Kommunikationswissenschaft an der WWU Münster, eMail: friedrichsmeier@wwu.de

Silke Fürst M.A., Kommunikationswissenschaftlerin, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Kommunikationswissenschaft an der WWU Münster, eMail: silke.fuerst@wwu.de

Sascha Gerber, Dipl.-Sozialwissenschaftler, wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Ruhr-Universität Bochum, Fakultät für Sozialwissenschaft, Lehrstuhl für Öffentliche Verwaltung, Stadt- und Regionalpolitik, eMail: sascha.gerber@ruhr-uni-bochum.de

Julia Gorges, Dr. phil., wissenschaftliche Mitarbeiterin, Arbeitseinheit Pädagogische Psychologie, Universität Bielefeld, eMail: julia.gorges@uni-bielefeld.de

Christiane Gross, Dr. sc. pol., Soziologin, Habilitationsstipendiatin am Institut für Sozialwissenschaften, Universität Kiel, eMail: cgross@soziologie.uni-kiel.de

Gerd Grözinger, Prof. Dr., Professor im Fachgebiet Sozial- und Bildungsökonomie, Universität Flensburg, eMail: groezing@uni-flensburg.de

Nora Hangel, Dr. phil., Philosophin und Kulturwissenschaftlerin, wissenschaftliche Mitarbeiterin im Projekt „Wissenschaftliche Integrität im Kontext von Integration und Wettbewerb“ am Exzellenzcluster „Kulturelle Grundlagen von Integration“ an der Universität Konstanz, eMail: nora.hangel@uni-konstanz.de

Daniel Hechler M.A., wissenschaftlicher Referent am Wissenschaftszentrum Sachsen-Anhalt, eMail: daniel.hechler@hof.uni-halle.de

Justus Henke, Mag. rer. soc. oec., eMail: justus.henke@gmail.com

Marius Herzog, Dr. phil., Soziologe, wissenschaftlicher Mitarbeiter der Stabstelle Studium und Lehre an der Hochschule Hannover, eMail: marius.herzog@fn-hannover.de

Stefan Hornbostel, Prof. Dr., Professor für Soziologie am Institut für Sozialwissenschaften der Humboldt-Universität zu Berlin und Leiter des Instituts für Forschungsinformation und Qualitätssicherung (iFQ), eMail: hornbostel@forschunginfo.de

Linda Jochheim, Dipl.-Sozialwissenschaftlerin, wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Ruhr-Universität Bochum, Fakultät für Sozialwissenschaft, Lehrstuhl für Öffentliche Verwaltung, Stadt- und Regionalpolitik, eMail: linda.jochheim@ruhr-uni-bochum.de

Monika Jungbauer-Gans, Prof. Dr. rer. pol., Soziologin, Fachbereich Wirtschaftssoziologie der Universität Erlangen-Nürnberg, Lehrstuhl für Empirische Wirtschaftssoziologie, eMail: monika.jungbauer-gans@wiso.uni-erlangen.de

Thamar Klein, Dr. phil, Ethnologin, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Forschungsinformation und Qualitätssicherung, eMail: klein@forschunginfo.de

René Kooij, M.Sc., Geograph, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Internationalen Zentrum für Hochschulforschung der Universität Kassel (INCHER-Kassel), eMail: kooij@incher.uni-kassel.de

Alexandra Kraatz, Dr. phil., Ethnologin, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Forschungsinformation und Qualitätssicherung Berlin, eMail: kraatz@forschunginfo.de

René Krempkow, Dr. phil., wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Forschungsinformation und Qualitätssicherung Berlin, eMail: krempkow@forschunginfo.de

Thorsten Lenz, Dipl.-Kfm., wissenschaftlicher Referent am Bayerischen Staatsinstitut für Hochschulforschung und Hochschulplanung, eMail: lenz@ihf.bayern.de

- Peer Pasternack**, Prof. Dr., Direktor Institut für Hochschulforschung an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg und Wissenschaftlicher Geschäftsführer WZW Wissenschaftszentrum Sachsen-Anhalt, eMail: peer.pasternack@hof.uni-halle.de; <http://www.peer-pasternack.de>
- Günter Raßer**, Dr. rer. nat., Statistiker, wissenschaftlicher Referent am Bayerischen Staatsinstitut für Hochschulforschung und Hochschulplanung, eMail: Rasser@ihf.bayern.de
- Birgit Riegraf**, Prof. Dr. phil., Professorin für Allgemeine Soziologie an der Fakultät für Kulturwissenschaften der Universität Paderborn, eMail: briegraf@mail.upb.de
- Heinke Röbbken**, Prof. Dr., Professorin für Bildungsorganisation und Bildungsmanagement, Universität Oldenburg, eMail: heinke.roebken@uni-oldenburg.de
- Diana Schmidt-Pfister**, Dr. phil., Politikwissenschaftlerin, Geographin und Ethnologin, Leiterin des Projekts „Wissenschaftliche Integrität im Kontext von Integration und Wettbewerb“ am Exzellenzcluster „Kulturelle Grundlagen von Integration“ an der Universität Konstanz, eMail: diana.schmidt-pfister@uni-konstanz.de
- Patricia Schulz**, Dipl.-Pol., wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Forschungsinformation und Qualitätssicherung Berlin, eMail: schulz@forschungsinfo.de
- Ralph Stegmüller**, Dipl.-Soz., wissenschaftlicher Mitarbeiter im Projekt „Motivation und Anreize zu ‚guter Lehre‘ im Rahmen des Inplacement (MogLI)“ in der Arbeitseinheit für pädagogische Psychologie, Universität Bielefeld, eMail: rstegmueller@wiwi.uni-bielefeld.de
- Wögen N. Tadsen**, Dipl.-Kfm., wissenschaftlicher Mitarbeiter im Projekt „Motivation und Anreize zu ‚guter Lehre‘ im Rahmen des Inplacement (MogLI)“ am Lehrstuhl für Betriebswirtschaftslehre, insb. Personal, Organisation und Unternehmensführung, Universität Bielefeld, eMail: wtadsen@uni-bielefeld.de
- Elke Wild**, Prof. Dr. phil., Professorin für Pädagogische Psychologie an der Fakultät für Psychologie und Sportwissenschaft der Universität Bielefeld, u.a. Projektleiterin der Projekte „Conflicting goals @ universities (ConGo)“ und „Motivation und Anreize zu ‚guter Lehre‘ im Rahmen des Inplacement (MogLI)“, eMail: elke.wild@uni-bielefeld.de
- Martin Winter**, Dr. phil., Sozialwissenschaftler, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg (HoF), eMail: martin.winter@hof.uni-halle.de
- Carsten Würmann**, Dr. phil., wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg (HoF), eMail: carsten.wuermann@hof.uni-halle.de